



Ersatz für manches beut die Welt, für Liebe
beut sie nichts, Platen.

Illustrierte Sonntags-Beilage zur № 52 des

Handels- und Industrieblatt Neue Lodzer Zeitung

— № 6. —

Sonntag, den 20. Januar (2. Februar) 1908.

Frei.



Von Lulu Pappel.

„Und wenn Du sonst im Haus was leisten wolltest, Junge“ — des Vaters Stimme erhob sich drohend, „und woher hast Du Dir wieder das Zeug mit den Farben — ich glaube — hast Du es gar gestohlen? Du, jetzt mach' ich Schluß! Glaubst denn, ich lasse mich zum Narren halten mit Dir, Bengel? Alle Nachbarn von hüben von der Gasse lachen einem ins Gesicht —, der Bengel, der Michel, — sechszehn zählt er schon — wär' Zeit, daß ihr dem Herrn Brot suchtet! — Noch weiter ging's in dem Ton, lange, bis

die Mutter, leise die Hand auf die Schulter des Vaters legend, zu beschwichtigender suchte — „laß schon gut sein, bist du müde, solltest lieber zur Ruhe —“

„Wo! ja! Hast gut reden, wenn die Leute aber einem aufs Gesicht kommen mit dem Gerede!“ —

Michel kauerte in seiner Ecke. Eine Welt von Schmerzen schien in der jungen Brust zu wühlen, in seinem Halse erstarrten die Tränen — hätte er sprechen sollen, er hätte wohl kaum einen Ton gefunden.

Immer ein und dasselbe — und er — war es denn ein so großes Unrecht, was ihn quälte; Vater hatte

„stehlen“ gesagt und er hatte sich als Betteljunge an der Gasse aufgestellt und gebettelt, Gott, aber der Vater gab ihm ja nichts dazu, als nur — ja, wie heute. Oder sollte das Betteln dem Vater zu Ohren gekommen sein, aber nein, dann hätte er doch davon gesprochen — oder vielleicht doch!

Michel wand sich wie unter Schlägen. Wieviel lieber wollte er sterben als so leben! „Wenn doch einer der Steine, die die Nachbarsjungen mir nachschleudern, meine Schläfe trafe, wie bei Goliath,“ — dachte er zerknirscht — „ich würde froh scheiden.“

Aber es trat nichts Ähnliches ein. Die Tage vergingen und die Witterung wurde kälter und kälter, der Herbst zog den Winter nach sich, und Michels Atelier, der Heuboden des Hauses, wurde unmöglich — der junge Künstler zog zaghaft in die Stube ein.

Vorsichtig rückte er den Schrank, in dem ihre Speisegerätschaften aufbewahrt wurden, von der Wand, um seine rohe, von ihm selbst nach eigener Phantasie zusammengestellte Staffelei hinter ihm

zu verbergen — da — ein Anstoßen von Gegenständen, ein Rollen und die nur angelehnte Tür gab nach und heraus rollten eine Zuckerdose, eine Flasche mit Öl und Vaters Krug, Michel stand wie gelähmt, seine Kräfte versagten, das, grade das mußte noch kommen!

Die Mutter hatte ihm aufräumen geholfen und den Schaden, so gut es ging, zu decken gesucht.

O diese Mutter, wenn er die nicht gehabt hätte. Wie konnte er die Buben auf der Gasse nicht verstehen, die ihren Müttern nach-

spotteten, allerhand schlimme Reden zu jeder Zeit über sie im Munde führten. Was waren doch diese Buben schlecht. Wie kam ihm der Gedanke, daß nicht jede Mutter eine so herrliche Frau war wie die seine, vor der er immer hätte knien oder wenigstens seinen Hut abziehen wollen. Wenn sie litt, und das war sehr oft, hätte er immer weinen mögen wie ein kleines Kind, aber die Mutter konnte das nicht sehen — — da schluckte er tapfer die Tränen herunter.

Tid — tack, tid — tid; wie mit Geißeln schlägt die Uhr; stumm, flehend sieht Frau Hilde sie an,



Enrico Toselli.



Frau Toselli.

(Text Seite 46.)

gleich zehn Uhr und noch immer nicht zu Hause. Wenn ihm nur nicht was zugestoßen ist — Gott, ihr ahnt so was Schlimmes:

„Nun Stine, der Michel, Dein Engel, tut wohl heute den ersten Schritt in die große Künstlerwelt, ich meine in die öffentliche — zu Hause bei uns hat er ja schon seinen Ruhm. Erst macht er Unheil im Haus, dann zieht er fort — Abjü! Nein, bei Gott, 's ist 'ne schwere Strafe, so'n Jungen zu haben; und wenn noch die Leute nicht wären, zum Brot würd's grad' noch langen — Stinel, denk nur selbst, ich bin doch so'n ehrlicher Mensch!“

Frau Stine aber gab keine Antwort. Immer die andern, immer die andern, wann endet das? Warum zog er sich nicht so ganz von den andern zurück, wie sie — aber — hatte er ihr denn nicht auch schon gegrollt, daß sie Anlaß dazu gebe, daß man ihn nicht nur mit seinem Sohne uze, nein, auch mit seiner „ja für uns arme Schlucker zu seinen Frau.“ — War's ihm aber auch nicht zu vergeben, er mit seinem natürlichen einfachen Charakter. Wieder

endigten ihre Grübeleien bei dem unglücklichen unverstandenen Sohne — wie gern hätte sie hier das Blatt gewendet — aber —

Sachte, ganz sachte klopft es am Fenster — endlich! — Die Mutter springt auf und will öffnen, aber hoch richtet sich der Vater empor und tritt ihr in den Weg. — „Kein laß nur, erschlagen werde ich mein Fleisch und Blut nicht, aber heute soll's das letzte Mal sein.“

Frau Stine sinkt in den Sessel zurück — „warum, Gott warum schenkest Du mir ein Kind, wenn es so viel leiden muß!“

Da steht er vor ihr, umverkehrt, Gottlob, wohl, aber wie bleich und weich, ein neuer Zug in seinem Gesicht! Sie hätte ihn zu sich an die schmerzende Brust gezogen, ihn geliebt, ihm Mut zugeredet — hastig wischte sie sich die Tränen aus den Augen, damit —

„Vater, Ihr wollt mit mir reden, ich weiß, erlaubt nur ein Wort . . .“

„Schweig!“
„Nur ein Wort, Vater, ich bitte Euch, hört mich an, ich gebe Euch eine gute Nachricht — ich habe Euren Wunsch erfüllt, ich — arbeitete — von morgen ab bei Wiffens & Komp. bei Meister Sepp.“

Eine lange Weile standen Vater und Sohn sich gegenüber, wie anders als der erstere es sich gedacht hatte.

Er hatte seine Autorität heute zum letzten Male betonen wollen, in strengen harten Worten, jetzt umarmte er den Sohn, „Gott segne Dich — endlich bist Du drauß gekommen, den armen Vater nicht mehr beleidigen zu lassen.“

Michel starrte vor sich hin, den Blick der Mutter mied er. O, keine Minute hatte er sie allein, bevor er in dies harte Leben eintrat — er mußte ja morgen gleichzeitig mit dem Vater zur Arbeit.

„Nun Michel, ich nur, was stierst denn so, wir müssen zu Bett — morgen, mein Junge, mußt früh auf die Beine, weißt, präcise muß man da sein, sonst ist es aus mit der Beliebtheit.“

Michel stand auf, bedankte sich, half der Mutter einiges Geschir abräumen und legte sich zu Bett.

Als es finster war und jeder auf seinem Lager lag, hörte einer den andern lange noch wachen — leise quiekten die Betten bei jeder Bewegung der Kufelosen und hin und wieder drang ein unterdrücktes Schluchzen von Michels Lager her. —

Nein, der Junge gefiel ihm nicht, ihm wurde es selbst schier schwer ums Herz — aber wohin greifen — etwas mußte doch geschehen! Ach, aller Anfang ist schwer, so auch hier — und so schlief Vater Hübbe endlich ein. Die Mutter aber schlich sachte zu Michels Bett hin — „Michel, Michel, Gott wird Dich nicht verlassen!“

Hübbe, Sie müssen raus aus der Fabrik einige Wochen mindestens! Können Sie denn noch gehen, schwächt es Sie denn gar

nicht? Haben Sie sich in letzter Zeit im Spiegel gesehen? Hören Sie nicht, wie die Brust nur noch röchelt?“

Michel übergang die Frage — „Herr Doktor, meine Arbeit verlasse ich nicht, bis —“

Seien Sie doch kein Narr in Ihrem blinden Eifer, ich als Arzt befehle Ihnen, die Fabrik zu verlassen, überhaupt jegliche Arbeit zu meiden, ich wende mich heute an den Direktor.“

Dem Arzt entging das sonderbare Lächeln Michels nicht und ungewiß schüttelte er den Kopf, als Michel ging. Fünf Tage später

fand er, als er von den Besuchen heimkehrte, Michel Hübbes Hausadresse vor. Flüchtling nahm er einen Imbiß — hier galt es nachzusehen. An Rettung war ja nicht zu denken — aber dieser Fall ging ihm persönlich besonders nah, solch strebsamer junger Mensch und dabei kein Erbfehler, sondern ein selbsterzogener.

Ja, aber war es denn ein Kunststück bei der Lebensweise! Der Mensch hatte ja gar keine Unterschiedsbegriffe für Nacht und Tag — wie eine Maschine, und wofür? Man sagte, seine Strebbarkeit, nun ja, aber der Mensch schien ihm doch sehr sonderbar.

Als er den engen Hof betrat, wehte ihm eine wehmütige Ahnung entgegen — hier kam er zu spät.

Langsam öffnete er die Flurtür, die zur Stube offen stand, da lag das ergreifende Bild des Mütter Schmerzes vor ihm. Sein gewohntes Auge trübte

sich — er wagte nicht, näher zu treten, und die gebrochene Frau, die vor dem Sterbelager ihres Sohnes kniete, anzureden. Wie er sah, hatte ein Blutsturz hier sein Abgesandtes getan, denn noch stand der blutige Schaum um Nase und Lippen und da sein Auge fiel plötzlich auf die am Fußende des Sterbelagers aufgerichtete Staffelei — auf das Bild. — Jetzt trat er halbvergessen näher, die Frau schrak auf. Tränenleer stierten ihn ihre Augen an. „Herr Doktor wahrscheinlich — doch — es ist zu spät!“

„Ja, liebe Frau, ich sehe es, Gott tröste Sie!“

„Gott — nein, nimmer! Der kann uns nur strafen — ich überleb's nicht!“

„Aber wie kommen Sie auf solch finstere, törichte Gedanken — sind Sie denn Schuld, daß er hinscheiden mußte! Er sprach hier etwas aus — er wußte nicht — ein wirres Zeug huschte ihm durch den Kopf und immer wieder suchte sein Auge das Gemälde.“

„Ja, ja, Herr Doktor, das ist die Schuld — die Sünde, betrachten Sie es nur; — O du mein Michel, weshalb ließt Du Deine Mutter allein!“

Wieder sank sie zu Boden vor dem toten Sohne, ihr Gesicht schenlos an seine Hand schmiegend, der Arzt aber betrachtete jede Einzelheit mit größter Genauigkeit auf dem ihm hingewiesenen Gemälde und fröstelnd durchzitterte es ihn, — ein schauriges Begreifen!



Graf Wilhelm v. Hohenau Johannes Graf zu Lynar



Die Adlervilla in Potsdam

(Text Seite 47.)

Er selbst war Laie in dieser Kunst, trieb sie aber mit Interesse; hier aber stand er vor dem Werk eines, wenn er sagen konnte, Meisters.

Die enge schmale Gasse, welch seltsames Kolorit! Im Vordergrund ein Mann, schwach und stark zugleich charakterisiert — ungewiß und entschlossen, — ein Mann, der mit sich im Kampfe. Im Hintergrund einige Frauenzimmer auf den Hausfenstern sitzend und dem Manne nachsehend, die Männer, eine Pfeife rauchend, halb gutmütig, teils spottend. — Der Mann aber sieht starr aus dem Bilde den Beobachter an und weist streng mit der Hand hinaus. — Lange steht der Arzt da, dann wendet er sich zu Frau Stine, „ist das Ihr Mann hier im Vordergrund?“

„Ja, das ist mein Mann! So hat er ihn hinausgewiesen aus seinem Lande — er wußte nicht in welches!“ Ein trockenes Schluchzen durchschüttelte die arme Frau — „bringen Sie das Bild fort,

Herr Doktor, damit der arme Mann das nicht sieht — so furchtbar mein Herz blutet — so sehr meine Seele ihm zuschreit, Mörder, Mörder — so weiß ich doch, daß er ein guter Mensch ist.“ — — — Langsam richtete sie sich empor, — „damit einer es weiß und es mir nicht das Herz abdrückt, werde ich es Ihnen gleich, jetzt gleich an seinem Sterbelager erzählen, sehen werden wir uns vielleicht auch nicht mehr, Ihre Pflicht hat ja aufgehört!“

Gradeausstarre sie jetzt vor sich hin — „Nächte und Tage hat er gearbeitet, Nächte und Tage — um seine Freiheit vom Vater zu erkaufen.

Tausend Rubel wollte er ihm als Erlös einhändig

gen, so sagte er mir heute, bis dahin keinen Pinsel anrühren, dieses Bild stammt vor fünf Jahren her — er war sechzehn Jahre und ging auf die Fabrik, der „Andern“ wegen — fünf Rubel fehlten ihm heute — aber er ist schon frei — — —



284 Jahre in Beton begraben.

(Legt S. 47.)

Bestraft.

Novellette von G. Auer.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trieben in den romantischen Tälern und Schluchten des Harzes zahlreiche Wildddiebe ihr Unwesen. Sie hatten sich zu wohlorganisierten Banden zusammengetan, deren Mitglieder wie die Kletten aneinander hingen und sich im Falle der Gefahr mit größter Aufopferung unterstützten. Für die Forstbeamten war es bei solcher Lage der Dinge fast unmöglich, mit offener Gewalt etwas auszurichten, und sie mußten, wollten sie ja einmal einen besonders berüchtigten Wilderer dingfest machen, zur List ihre Zuflucht nehmen und versuchen, einen Genossen des Gesuchten zum Verrat zu bewegen. Das war aber leichter geplant, als ausgeführt. Die Wildererbanden hatten ihre eigenen, streng befolgten Gesetze, und deren oberstes war, daß jeder Verräter schonungslos mit dem Tode zu bestrafen sei. Jeder, der sich einer Bande anschloß, wußte ganz genau, daß seine Genossen die Leute seien, ihren Gesetzen Nachdruck zu geben, und so war Verrat fast unerhört. Und doch kam er, wenn Leidenschaften sich ins Spiel mischten, zuweilen vor.

Das Walddörfchen X. im Oberharz stand in den 1840er Jahren in dem Ruf, fast ausschließlich von Wilddieben bewohnt zu sein, aber noch niemals war es einem Forstbeamten gelungen, einen Ker auf frischer Tat zu ertappen, auch Hausfuchungen, die man mitunter bei einem dringend Verdächtigen vornahm, führten nie zu irgendwelchem Resultat. Wieder einmal waren in der Nähe von X. einige kapitale Rehbocke abgeschossen worden. Deutlich hatten die diensttuenden Beamten die Schüsse gehört, die Stellen gefunden, wo die Tiere erlegt und aufgebrochen waren, aber die sofort angestellte Untersuchung verlief, wie immer, resultatlos. Der Oberförster wütete. Verflucht! Da weiß man nun ganz genau, daß dies Ker Gesindel einem nach und nach das ganze Wild wegholt und kann doch gegen die Bande, die wie Pech und Schwefel zusammen-

hält, nichts ausrichten! „Es ist zum auswachsen!“ Der alte Förster Gobart lächelte verschmüht. „Vielleicht wär’s doch möglich, Herr Oberförster.“ „Wie denn, Gobart, wie denn?“ fragte der Oberförster wie elektrifiziert. „Durch die Weiber, Herr Oberförster“, sagte Gobart. „Das Weibsvolk kann ja nun mal nicht schweigen“, der alte Junggeselle lächelte verächtlich, „und ich meine, wenn einer unserer schmucken Forstgehilfen, z. B. der Anton Rebert, einem der Ker Mädel recht schön täte, müßte’s mit dem Leibhaftigen zugehen, wenn wir nicht einen der Haupttäter erwischten.“ „Die Idee ist nicht übel“, lobte der Oberförster, „versuchen wir’s mal damit.“ Anton Rebert, ein hübscher, schlanker Mensch von 25 Jahren, wurde gerufen und erklärte sich sofort bereit, den Auftrag, der seiner Eitelkeit schmeichelte, und ihm, falls er ihn zur Zufriedenheit ausführte, auch Beförderung versprach, auszuführen.

Ein schöner Augusttag neigte sich seinem Ende zu. Im Walde begann es bereits finster zu werden, die Vögel eilten ihren Nestern zu, hier und da huschte eine Fledermaus zwischen den Bäumen hindurch, ab und zu ließ sich schon der Schrei eines Käuzchens vernehmen. Unter einer hohen Fichte saß engumschlungen ein Liebespärchen. Es waren der Forstgehilfe Anton Rebert und Emilie Köttger, die Tochter eines Webers in X. Mit fast schwärmerischem Ausdruck sah das zierliche, dunkelhaarige Mädchen dem Geliebten in das männlich-schöne Gesicht. „Ist’s denn wirklich wahr, Anton, daß Du mich, die arme Weber-Emilie, so lieb hast, und zu Deiner Frau machen willst?“ „Aber gewiß, mein Schatz“, sagte Anton schmeichelnd und küßte die sich ihm willig anbietenden roten Lippen: „am liebsten würde ich Dich noch in diesem Jahre heimführen, aber ich bin ja auch arm, ein einfacher Forstgehilfe, da heißt’s halt warten: ja, wenn man sich auszeichnen konnte, einen hervorragenden Wilddieb

abfangen, da wär's freilich anders, aber ja . . .“, er starrte finster vor sich hin. Das Mädchen blickte ihn voll zärtlicher Hingabe an. „Würdest Du gleich Förster, wenn Du einen Hauptwildieb fängest?“ „Unbedingt, Schätzchen,“ erwiderte Anton lebhaft, „und Du sofort Frau Försterin!“ Emilie atmete schwer, sie kämpfte sichtlich einen harten Kampf. Endlich begann sie wieder. „Schau, Anton, Dir zuliebe könnte ich ja alles, alles tun, selbst die schwerste Sünde! Würst Du mir aber auch immer, immer treu bleiben? Tatest Du es nicht, es wäre unser beider Verderben.“ In ihren sonst so saunten Augen flammte es wild auf. Anton schloß sie fester in seine Arme. „Kannst Du zweifeln, Liebste? Wenn Du mir zu einer Auszeichnung verhilfst, ewig will ich's Dir danken.“ Sie küßten sich wieder und wieder und als Emilie sich endlich frei machte, richtete sich Anton Rebert triumphierend auf, er war am Ziel, Gohart hatte recht behalten.

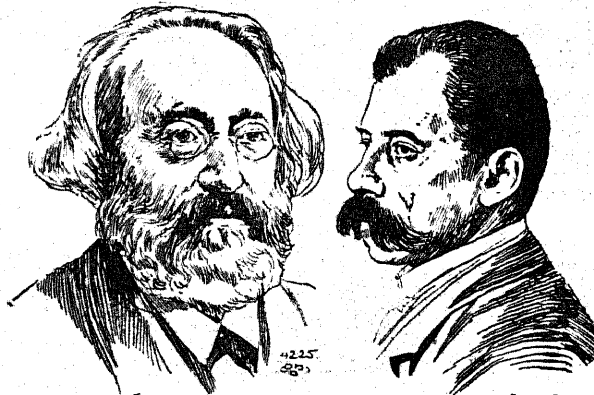
Einige Tage später wurden drei Einwohner von A., der Wirt und zwei Holzarbeiter, von den Forstbeamten beim Wildern überrascht und dem nächsten Gefängnis zugeführt, langjährige Strafe harrte ihrer. Der Oberförster strahlte vor Genugtuung und überhäufte Gohart und Rebert mit Lobsprüchen. Dem letzteren wurde die erste vakante Försterstelle in sichere Aussicht gestellt. In A. aber gab es finstere Gesichter. Ein Verräter mußte seine Hand im Spiel gehabt haben, aber wo ihn finden? Die Tochter des We-

begegnenden Lehrer als seine Braut, eine Bauerntochter aus dem Magdeburgischen vorstellte. Also doch treulos! Vor Emilie's Ohren fauste es, blutigrote Ringe tanzten vor ihren Augen; mit zitternden Füßen eilte sie heim und brach in fassungsloses Schluchzen aus.

Dann aber kam eine unheimliche Ruhe über sie. Sie würde sich rächen, blutig rächen. Am Abend gestand sie alles ihrem Vater. Finster blickte der alte Wilderer auf seine Tochter. „Nach unseren Sagen hast Du den Tod verdient, aber da der schuftige Forst-

gehilfe wohl mehr Schuld hat als Du, werde ich Dir verzeihen und schweigen, wenn Du ihn uns in die Hände lieferst.“ Ein wildes Feuer braunte in den Augen Emilie's. „Etwas besseres verlange ich nicht.“ —

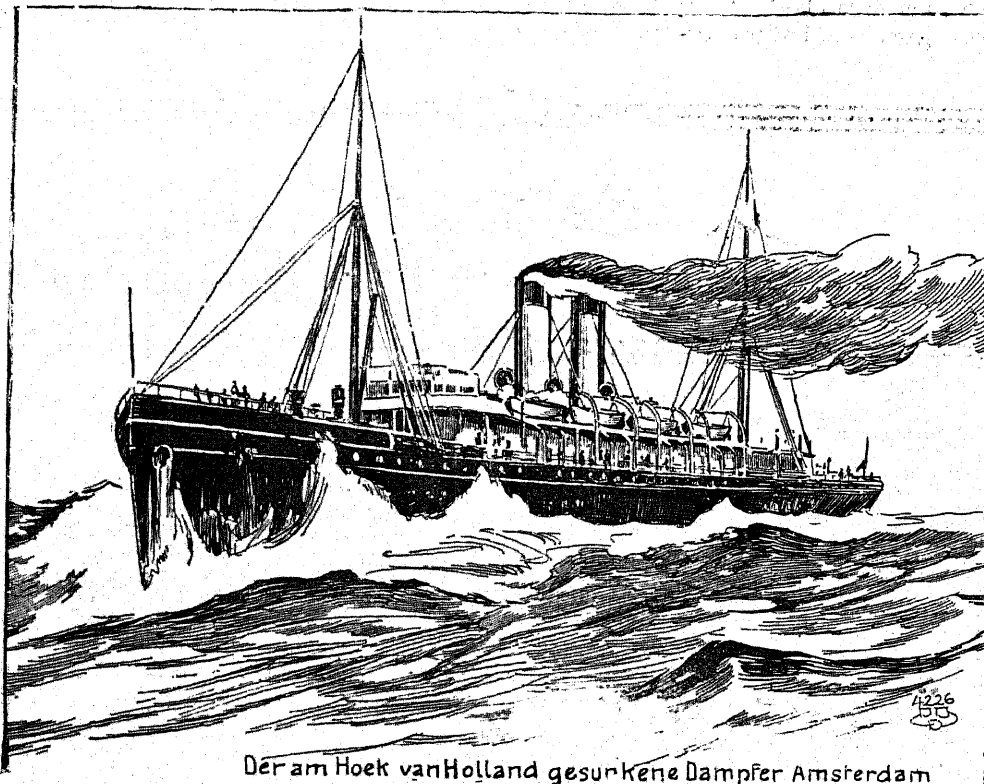
Einige Tage später paßte sie Anton bei einem seiner Gänge durch's Revier auf. Er war doch etwas verlegen, als das Mädchen ihn ansprach. Als sie ihm aber ganz unbefangenen Blick zur Verlobung wünschte und sagte, sie sehe selbst ein, daß sie zu gering für ihn sei, nannte er sie ein gutes, verständiges Mädchen und strich ihr leicht über das nachtschwarze Haar. Es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht wenig, als sie ihn nun bat, ihr noch ein letztes Stelldichein unter der



Prof. Max Bruch

Prof. Gabriel von Seidl

(Zeit Seite 47.)



Der am Hoek van Holland gesunkene Dampfer Amsterdam

(Zeit Seite 47.)

alten Fichte zu gewähren, sie wolle dort für ewig von ihm Abschied nehmen. Ganz gerührt von ihrer selbstlosen Liebe und durchdrungen von seiner eigenen Unwiderstehlichkeit, sagte er zu — und kam. — Wohl fand er Emilie, aber nicht als eine hingebende Geliebte. Hochaufgerichtet stand sie da, und als er sie umfassen wollte, stieß sie ihn hart von sich und verschwand mit den Worten: „Nimm Deinen Lohn, treulosser Verräter,“ im Gebüsch. Im selben Augenblick fühlte er sich von kräftigen Händen gepackt. Drei verminunte Gestalten hatten sich seiner bemächtigt und fesselten ihn trotz zweifelter Gegenwehr an die alte Fichte. — Einen Augenblick später hatte er das tödliche Blei in seinem Herzen. —

Am andern Morgen fand man seine, noch an dem Baum gebundene Leiche. — Eine strenge Untersuchung wurde eingeleitet, sie verlief resultatlos; die Mörder sind niemals entdeckt worden. — Emilie war an demselben Tage aus dem Dorfe verschwunden und wurde trotz allen Suchens nicht gefunden. — Erst einige Wochen später landete man aus dem nahen Flusse eine stark in Verwesung übergegangene weibliche Leiche, die an den Überresten ihrer Kleidung als Emilie Röttger erkannt wurde.

würfe gewaltfam zum Schweigen. Sie wiederholte sich all' die Liebesworte, die er ihr gesagt, nein, Anton Rebert konnte nicht treulos sein. Aber immer wartete sie Abend für Abend vergeblich unter der alten Fichte, Anton kam nicht.

Da sah sie ihn eines Tages durch A. gehen; er war nicht allein, ein hübsches Mädchen hing an seinem Arm, das er dem ihnen

— Königin Arbeit. —

Königin Arbeit, sei mir gegrüßt,
Die uns das Leben erhell't und verflüßt, —
Die vertreibt den Kummer, die Not,
Die uns versorgt mit täglichem Brot! —

Königin Arbeit herrscht in der Welt;
Ob einer hoch, ob niedrig gestellt,
Ihr muß er dienen, gehorjam sein —
Ihr seine Zeit, seine Kräfte weihn!

Königin Arbeit, die Gott uns geschenkt,
Der die Geschichte der Völker lenkt, —
Ob wir auch täglich von Stürmen bedroht,
Mutig wir schwören ihr Treu bis zum Tod! —

— Josef Sliwinski. —

Der berühmte und in Lodz im besten Andenken stehende Klaviervirtuose Herr Josef Sliwinski feiert am 3. Februar 1908 sein 25jähriges Künstlerjubiläum und konzertiert am 5. Februar in Lodz. — Wir bieten unseren Lesern aus dieser Veranlassung ein Porträt dieses allgemein geschätzten Künstlers. Über ein Konzert des Künstlers in St. Petersburg vor zwei Jahren, schreibt der „St. Pet. Herald“ u. A.:

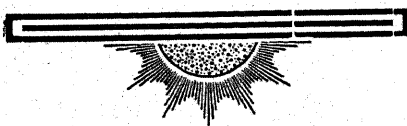
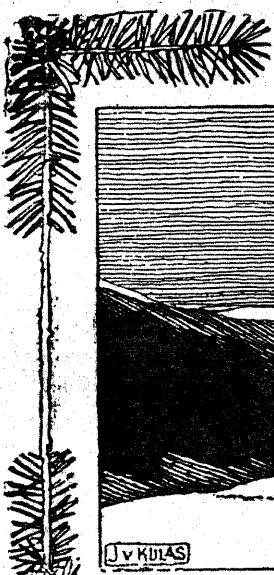
„Was das diesjährige Debut Sliwinski's betrifft, so hatte er an demselben einen sehr glücklichen Tag. Mit jedem Jahre scheint Herrn Sliwinski's Vortrag abgerundeter, geläuterter, künstlerischer, tiefer zu werden. Er fängt an, auch immer mehr Sympathien zu erwecken nicht nur beim Publikum, sondern auch bei den Spezialmusikern. Bei einem Künstler von dem Schlage Sliwinski's kommt es natürlich nicht auf das genaue Erforschen seiner technischen Fertigkeit an, die ja als selbstverständlich von vornherein bei ihm anzunehmen ist, indem sie nicht den Zweck, sondern bloß ein Mittel zum Zweck künstlerischer Wiedergabe bedeutender Kompositionen bildet. Besonders war es das interessante Programm, welches Herr Sliwinski für sein Konzert aufgestellt hat,

das vor Allem jesselte . . . In dieser langen Reihe verschiedener Werke ihrem Charakter und ihrem Stile nach, zeigte sich Herr Sliwinski als feinführender Musiker. Sein Vortrag konnte nicht nur den höchsten technischen Ansprüchen genügen — Deutlichkeit, Leichtigkeit, Prägnanz der Technik ließen nichts zu wünschen übrig — sondern zeichnete sich durch den poetischen Ausdruck, durch Eleganz und Noblesse aus. In ganz besonderer Art verstand Herr Sliwinski die Polonaise von Chopin vorzutragen; er hat dieses sonst minderwertige Werk des genialen gallizierten Polen durch das ihm verliehene tragische Pathos dermaßen herausgestrichen, daß sich dem Zuhörer eine ganz ungeahnte Welt eröffnete. — Das Werk bekam Leben, es rückte sieghaft in die Reihe der besten Kompositionen Chopins ein. Wenn somit ein Künstler ganz neue Gesichtspunkte einer Komposition entdecken kann, so ist es das beste Zeugniß für die Bedeutung desselben.

Herr Sliwinski hatte bei dem recht zahlreichen Auditorium einen vorzüglichen, nachhaltigen Erfolg und natürlich verließ er endgiltig nicht eher die Estrade, bis er dem landläufigen Brauch seinen Tribut gezollt hat.“



Josef Sliwinski, Pianist,
feierte sein 25jähriges Künstlerjubiläum.



Der Februar.

..... Von Elimar Kernaun.

Nach sitzt der Winter im Ornate
Auf seinem schneegetürmten Thron, —
Noch wirkt der Frost in seinem Staate —
Und kalte Stürme brausen Hohn —
Doch langsam will die Welt erwachen, —
Frau Sonne kämmt ihr gold'nes Haar, —
Die goldbestäubten Käpchen lachen
Am Haselstrauche — Februar!

Weiß liegt die Welt. Doch mählig röten
Die schlanken Birkenruten sich. —
Das Leben lieh sich nicht ertöten,
Denn seine Kraft währt ewiglich.
Die ersten Lerchen sind gekommen,
Auf kaltem Ast pfeift schon ein Staar,
Ein Weibchen hat der Fink gewonnen —
Die Welt wird jung im Februar!

Der Fasching tollt in lust'ger Laune
Und die Devise heißt: Humor.
Liegt auch noch Schnee auf jedem Raune,
Schon pocht die Sonne warm ans Tor.
Denn was da starb, will neu erstehen,
Auf daß das Wort wird wieder wahr:
Unsterblich ist, was rings wir sehen.
Das lehrt uns neu der Februar.

Drum füllt das Herz mit neuem Hoffen.
Der Winter weicht, der Frühling naht!
Und was auch Schweres dich betroffen,
Denk an das Wort: „Kommt Zeit, kommt Rat!“
Das Leben jauchzt dem Licht entgegen,
Das siegreich aufsteigt, warm und klar.
Noch herrscht der Winter — doch der Segen
Des Frühlings naht im Februar.



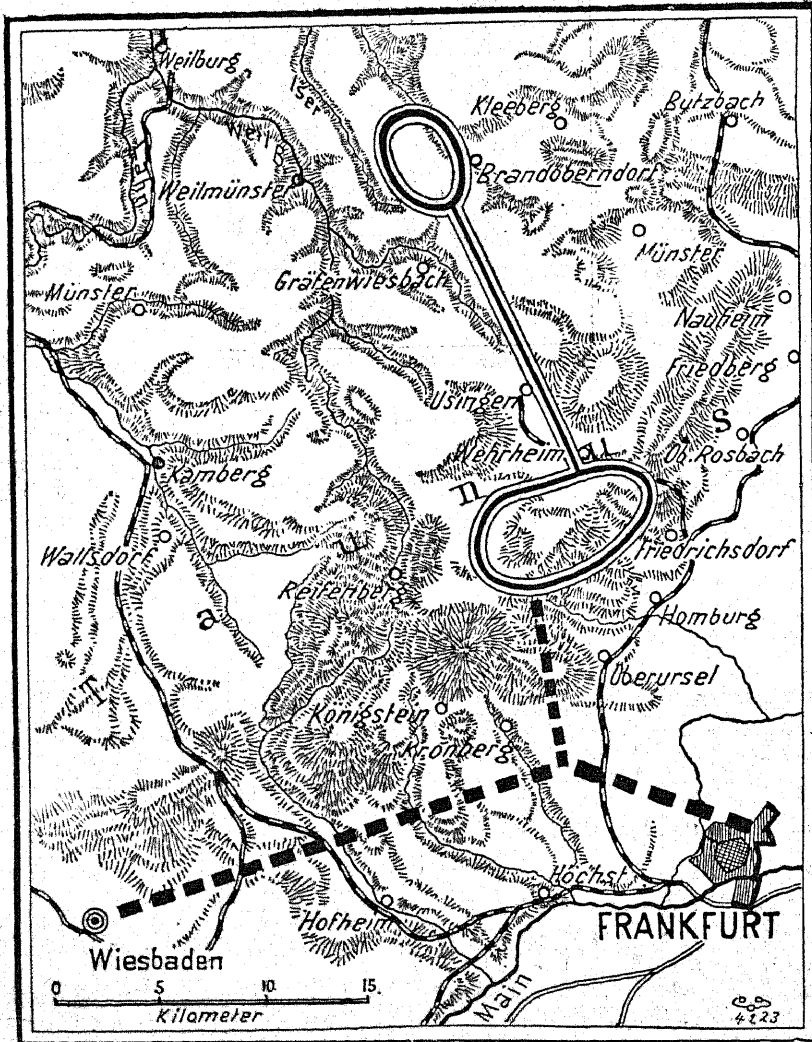
Herr und Frau Toselli.

Die größte Sensation dieser Saison in Lodz dürfte das angekündigte Konzert des Herrn Enrico Toselli, des Ehegatten der früheren Gräfin Montignoso sein, die bekanntlich ihren Gatten auf seinen Konzertreisen begleitet. Das Konzert in Lodz ist für nächsten Mittwoch, den 5. Februar im Großen Theater angekündigt. Wir bieten uns dieser Veranlassung unseren Lesern auf der ersten Seite die Porträts des Ehepaars Toselli.

Ein italienischer Mitarbeiter der „Neuen Züricher Zeitung“ weiß über den Geisteszustand der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen, deren neuester Liebesroman so großes Aufsehen erregt hat, interessante Mitteilungen zu machen. „Die Prinzessin,“ schreibt er, „die zuletzt als Gräfin Montignoso bekannt war, lebte in Florenz, wo man ihr Bild (mit der kleinen Monika) überall ausgestellt findet, sehr eingezogen und empfangt nur wenige intime Gäste. — Allem Anschein nach betrachtete sie als ihre Hauptaufgabe die Pflege ihrer Gesundheit, denn sie war ganz davon überzeugt, daß sie krank sei und an Geisteschwäche leide. Die Behandlung war einem Nervenarzte Namens Banzetti anvertraut, und dieser unternahm alles, um die sittlichen Kräfte der Kranken zu heben. Der Arzt, ein Mann von großer Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, hatte alle Hoffnung, die Prinzessin zu heilen und sie dem Hofe von Sachsen in voller Gesundheit zurückzugeben. Es war mir vergönnt, den Bericht zu lesen, den Banzetti nach der ersten Periode seiner Behandlung der Gräfin Montignoso nach Dresden schickte. Er beschrieb in klarer Darstellung den Seelenzustand der Prinzessin, ihren Charakter, ihre Lebensweise, ihre edlen und fast kindlich guten Eigenschaften, ebenso wie ihre Fehler, ihre nahezu wilde Freiheitsliebe und ihre Bärtlichkeit für ihre Kinder. Dann führte er aus, daß man diese Frau heilen und namentlich ihr Gewissen und ihre Willenskraft stärken müsse durch besondere Maßregeln, durch Übungen des Geistes und des Körpers. Die von ihm angewandte Methode habe schon gute Erfolge gehabt und eine beträchtliche Verbesserung in dem Seelenzustande der Prinzessin herbeiführt. Um von ihrem Geiste alle Überschwenglichkeit fern zu halten, verbot der Arzt seiner Patientin das Romanlesen und die Musik; dafür riet er ihr ernstliche Beschäftigung mit dem Studium der alten Sprachen und das Lesen wissenschaftlicher Werke. Außerdem sollte

sie Spaziergänge in Wald und Feld machen und radeln. — Die Prinzessin befolgte diese Ratschläge, befand sich wohl dabei und dankte auch ihrem Arzte. Es war ihr gelungen, sich selbst zu beherrschen; ja, sie hatte soviel geistige Kraft erlangt, daß sie es über sich gewann, in den Spitälern von Florenz Kranke zu pflegen. — Allein die Sentimentalität bemächtigte sich doch zuweilen wieder ihres Herzens; der Zauber, der von ihr ausging, ihre königliche Herkunft, ihre Heiterkeit zogen Verehrer heran. Sie übertrat auch dann und wann die Ratschläge ihres Arztes, indem sie Romane las und Musik trieb, und dann kam

das Bedürfnis nach Freiheit, nach Liebe und Gegenliebe wieder über sie und beherrschte sie. Alle Bemühungen des Arztes konnten solche Krisen und Rückfälle nicht zurückhalten bei einer Frau, die so schwach und allen Eindrücken so preisgegeben ist, wie diese Gräfin Montignoso. In den Augenblicken einer solchen Krise fiel sie in die Arme des jungen Pianisten Toselli, der sie in London geheiratet hat. — Da in Nizza, woher die Familie Toselli stammt, noch eine weitverweigte Verwandtschaft des so rasch bekannt gewordenen florentinischen Pianisten lebt, ist ein Berichterstatter des „Petit Parisien“ nach der Riviera gefahren, um zu ermitteln, was die Verwandten von der „Großtat“ ihres Neffen und Vettern halten. Sehr stolz scheinen sie auf die neue Nichte und Base nicht zu sein; ein alter Herr ging sogar so weit, den neuen Bund für eine Mesalliance zu erklären, und zwar sei es nicht eine Mißheirat für die Ex-Prinzessin, sondern für den jungen Pianisten, der zwar nicht von vornehmer Herkunft und reich sei, aber doch eine saubere Vergangenheit habe. Im vorigen Winter weilte Toselli einen ganzen Monat in Nizza; er besuchte die Verwandten häufig und erzählte



(Text Seite 47.)

ihnen von seinen Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten. Zu Neujahr hatte ihm die Prinzessin eine Guarneri-Violine im Werte von 12,000 Franken und eine goldene Nadel mit den drei Notenzeichen „la, do, re“ (l'adore) geschenkt. Die Verwandten neckten ihn wegen seiner Beziehungen zu der Frau, die sie „Madame Girron“ nannten. Toselli wehrte diese Angriffe erregt ab und erklärte, daß die Prinzessin nie die Geliebte des belgischen Hauslehrers gewesen sei; die ganze Geschichte sei eine Verleumdung gewesen, und die Prinzessin floh nur wegen der harten Behandlung in Dresden.



Winterabend.

Die Lampe scheint ins trauliche Gemach;
 Die Katze schnurrt, auch Barry ist noch wach.
 Mein Büblein träumt im sel'gen Kinderland,
 Nur auf dem Deckchen regt sich leis die Hand.

Die Lampe wirft den Schein ins Land hinaus,
 Es geht der Wind mit Achzen um das Haus,
 Im Garten knarrt's. Es biegt die schnee'ge Last
 Des Baums Gezweig hin bis zur Erde fast.

Und von der Straße hallt des Wächters Schritt,
 In feinen Ruf klingt fern die Glocke mit.
 Die Uhr läuft ruhsam stetig ihren Gang,
 Ums Haus noch tönt des Windes Winterfang.

Die Lampe wirft noch immer ihren Schein.
 Im Bettchen regt sich müd' das Büblein klein,
 Die Wiez behaglich in die Stille schnurrt
 Und Barry träumend auf im Schlafe knurrt.

Kein Ton sonst mehr. Die Nacht liegt auf dem Land,
 Der Himmel trägt ein sternbesät Gewand,
 Der Tritt des Wächters ist schon längst verhallt. —
 In düstrem Prangen drüben steht der Wald.



Zu unseren Bildern.

Die neuen Ritter des Ordens Pour le mérite. (Vor-
 trags Seite 44.) Zu Rittern des Pour le mérito für Wissen-
 schaften und Künste sind der Münchener Architekt Prof. Gabriel von
 Seidl, der Schöpfer des sogenannten Münchener Stils, sowie der
 Komponist Prof. Max Bruch ernannt worden. Prof. Dr. Seidl ist
 weit über Münchens Mauern hinaus bekannt, er versteht es meister-
 haft, moderne Anschauungen dem historischen Charakter anzupassen.
 Kein Wunder, daß ihm deshalb die großen Staatsbauten der näch-
 sten Zukunft übertragen wurden, zu denen das deutsche Museum,
 sowie das Münchener Ausstellungsgebäude zählen. Gabriel v. Seidl
 ist 59 Jahre alt und weilt seit 1876 in München. Zahlreiche Ge-
 bäude legen Zeugnis von seinem Können ab, z. B. der Franziskaner-
 keller in München, das Spatenbräu in Berlin, die Rathäuser in
 Worms und Ingolstadt, die Annakirche in München sowie das dor-
 tige National-Museum und das Künstlerhaus.

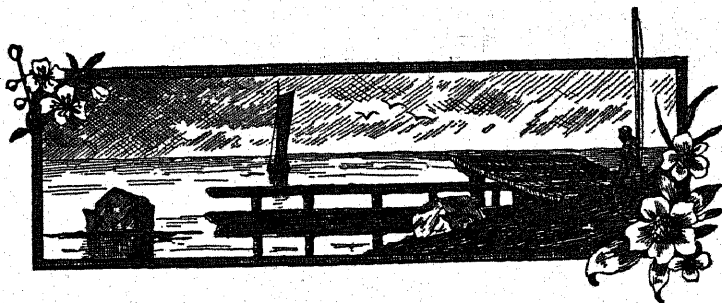
Der Komponist Prof. Dr. Max Bruch hat am 6. Januar
 seinen 70. Geburtstag gefeiert. Er stammt aus Köln und hat schon
 als elfjähriger Knabe Kompositionsversuche unternommen. Als er
 14 Jahre alt war, gelangte bereits eine seiner Kompositionen zur
 öffentlichen Aufführung. Nach gewisserhafter Ausbildung in Köln
 und Leipzig lebte er bis zu seinem 23. Jahre als Musiklehrer in
 Köln, um dann auf Kunstreisen zu gehen. Er ließ sich dann in
 Mannheim für längere Zeit nieder und schrieb hier seine „Dorelen“
 und den „Ersthoj“. Neue Kunstreisen führten ihn durch Deutsch-
 land, Frankreich und Belgien und vorübergehend nach Berlin, wo
 er sich dann 1890 stündig niederließ. Die Chormusik ist Bruchs

Hauptstärke, sein „Odysseus“, „Achilleus“ und „Das Lied von der
 Glocke“ sind weltbekannt.

Eine Leiche in Beton. Unser Bild Seite 43 zeigt den
 Gipsabgus einer Höhlung, welche durch lebendiges Begraben eines
 christlichen Märtyrers in Beton entstanden ist. Der Araber Gero-
 nimo war Christ geworden und weigerte sich, als er wieder in die
 Hände der Mohammedaner geriet, sich wieder zum Islam zu beken-
 nen. Er wurde daher Ende 1569 mit dem Gesicht nach unten, die
 Hände auf dem Rücken, gefesselt, in einen Betonblock gebettet, und
 lebendig in den Grundstein des Forts von Algier eingemauert. Als
 1853 die Franzosen das Fort zerstörten, wurde der Block, von dem
 ein Benediktinermönch eine genaue Beschreibung hinterlassen hatte,
 mit vieler Mühe aufgefunden und gespalten. Das Skelett war in
 der Höhle noch vorhanden und wurde am 27. Dezember 1853 in
 der Kathedrale von Algier feierlich beigelegt. Von der Höhlung wurde
 ein Gipsabgus gemacht, der jetzt nach Amerika gelangt ist und dort
 ausgestellt wird.

**Zur Rettung der Schiffbrüchigen von der „Amster-
 dam.“** Knapp ein Jahr ist verstrichen und schon wieder ist ein
 Dampfer der englischen „Großen Ostbahn-Gesellschaft“ bei der Ein-
 fahrt in den Hafen des Hoek van Holland verunglückt. Waren im
 Vorjahre die Schreckensmeldungen von dem Dampfer „Berlin“
 wochenlang das Tagesgespräch, so handelte es sich diesmal um den
 Dampfer „Amsterdam“, der in wahnsinniger Fahrt im Nebel einen
 andern Dampfer anrannte und gleich darauf sank. Glücklicherweise
 ist auch das letzte, lange Zeit vermißte Boot geborgen worden und
 damit sind die schlimmen Befürchtungen zerstört worden, die man
 schon an das Fehlen jeder Nachricht geknüpft hatte. Wir bringen
 heute Seite 44 das Bild des Unglücksschiffes.

Die Taunusrennbahn. In Anlehnung an eine genaue
 Karte in der „Allgemeinen Automobil-Zeitung“ geben wir heute
 Seite 46 eine Skizze der Taunusrennstrecke, wie sie jetzt geplant ist.
 Die Hauptfrage ist natürlich, wie die vier Millionen, die das Pro-
 jekt erfordert, aufgebracht werden sollen. Bekanntlich sollen auch die
 Städte Frankfurt und Wiesbaden herangezogen werden, doch scheint
 es sehr zweifelhaft, ob sich die Frankfurter Stadtverordneten-Ver-
 sammlung auf eine Subventionierung einlassen wird.



Es tagt.

Träumst Du noch immer, Erde,
 Bist Du noch nicht erwacht?
 Daß es doch Morgen werde
 Nach dieser langen Nacht!

Sterne, Gedanken und Fragen
 Geh'n durch die schlafende Zeit.
 Vor mir liegt aufgeschlagen
 Das Buch der Ewigkeit.

Zwei schlanke Hände wenden
 Mir langsam Blatt um Blatt;
 Es seh'n an den schönen Händen
 Sich meine Augen nicht satt.

Last rauschen die weißen Blätter
 Mit gelben Rosen gekrängt,
 Die dunklen, wie Nacht und Wetter,
 Von Totenfaltern beglängt;

Last rauschen, ihr schönen Hände,
 Ich schaue euch glücklich zu,
 Den Anfang und das Ende
 Schließt ihr in eure Ruh'.

Franz Langheintich.

Die Auflösung der zweifelhigen Charade in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Zichwort.

Richtig gelöst von: Paul Brückert.

Die Auflösung des Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Aristoteles — Ares.

Richtig gelöst von: Ernestine Dtscher.

Die Auflösung des Silben-Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Stammbaum. Baumstamm.

Richtig gelöst von: Paul Brückert, Ernestine Dtscher, Margarethe Großmann, Louis Wille, Paul Frieder, Emil Schlicht, Alfons Göde, Ernst Müller.



Kreuzrätsel.

	a	a	a	a					
	a	a	b	b					
	d	d	e	e					
e	e	e	e	e	e	e	e	f	
f	f	g	g	h	h	i	i	l	l
l	l	l	l	l	l	l	l	m	m
m	n	n	n	n	n	n	p	p	r
	r	r	t	t					
	u	u	u	u					
	u	u	z	z					

Die Buchstaben in vorstehender Figur, anders geordnet, ergeben, waagrecht und senkrecht gelesen, dieselben Wörter. Bedeutung derselben: 1. deutscher General; 2. ein botanischer Ausdruck, das Wachstum der Pflanzen betreffend; 3. österreichischer General; 4. deutscher General.

Silbenrätsel.

1. 2.

Sein war ein kühner, ritterlicher Geist
Und auch das Glück in seinem Maß ihm hold,
Und wenn die Nachwelt heute noch ihn preist,
Ist's wohlverdienter Dank, den sie ihm zollt.

Bei seinem abenteuerlichen Zug
Scheut' er nicht Ungewißheit und Gefahr,
Und als er ihn an fremde Küsten trug,
Ein glänzender Erfolg gewonnen war.

2. 3.

Ein kleines Ganzes und ein winzig Teil
Von manchem größern Wert, das Nutzen bringt:
Hier spendet's Wärme, dort dient's nicht zum Heil
Verschiednen Tieren, wenn sein Zweck gelingt.

3. 2.

Wann wäre ein Theaterstück, ein Buch,
Je ohne solchen Fingerzeig verfaßt?
Selbst deines ersten Aufzuges Versuch
Nicht ohne ihn du unternommen hast.

1. 2. 3.

Zutraulich ist's nicht, schmiegt es sich auch an,
Kein Streber, niedre Stellung ihm genügt,
Doch wen es fest umstrickt mit seinem Damm,
Der merkt den Einfluß, dem er sich gefügt.

Buntes Allerlei.

Ein eigenartiges Leiden.

Herr Müller hat von seinem Bureauchef gestern eine lange dienstliche „Nase“ erhalten. Heute meldet ihn sein Kollege krank. „Ach,“ lacht der Chef, „kleiner Nasenfatarella!“

Begründet.

„Warum willst denn den Besitzer vom Hoch-Zirkus net heiraten?“
Tochter: „Weil ma selber gnua ham!“

Kindermund.

Lehrer: „Also Leute, die schlechte Kleider und nichts zu essen haben nennt man arm; wie heißen aber Leute, die Schätze haben?“
Karlchen: „Dienstmädchen.“

Bescheiden.

Er: „In meinem Leben habe ich nur zwei schöne Frauen gesehen!“
Sie: „So? und wer war die andere?“

Bestrafte Kofetterie.

Fräulein (eine Photographie zeigend, wo sie als Baby auf dem Arm der Mutter abgebildet ist): „Sehen Sie 'mal, so sah ich vor achtzehn Jahren aus!“
Herr: „Ach; und wer ist denn das Kind auf Ihrem Arm?“

Zurücksetzung.

Lehrjunge: „Seit drei Tagen keine einzige Ohrfeige — was der Meister nur gegen mich hat?“

Getroffen.

Dichter: „Ja, welche Kleinigkeit das Dichten! Ich schüttle die Berge aus den Ärmeln.“
Kritiker: „Ärmlich genug sind sie.“

Unglaublich.

Redakteur: „Der Wig soll neu sein? Den hat meine Großmutter mir schon erzählt, als sie noch ein kleines Mädchen war.“

„Herr Schulrat.“

Folgende etwas drastisch zugespitzte Schulanekdote geht durch die deutschen Blätter:

In einer nassauischen Dorfschule hielt kürzlich der Herr Schulrat Revision, wobei er den Lehrer ermahnte, die Kinder mehr zur Höflichkeit zu erziehen. So sei es geziemend und recht, daß sie den Antworten die Schlußformel anfügen: „Herr Schulrat“. Da nun der Schulrat am folgenden Tage die Schule eines Nachbardorfes besuchte, machte der getadelte Lehrer seinen Kollegen darauf aufmerksam, er tue gut, vor Ankunft des Schulrats seine Kinder entsprechend zu instruieren. Das geschah. Der Schulrat kommt und revidiert und prompt erfolgt jedesmal als Refrain: „Herr Schulrat“. Da kommt die Geschichte vom Sündenfall daran. Er fragt:

„Mit welchen Strafworten wandte sich Gott an Adam?“
Die Antwort folgt: „Die Erde sei verflucht um deinetwillen, Herr Schulrat.“

Um den niederschmetternden Eindruck der Antwort zu verwischen, fragt der Geistreiche flugs: „Was sprach Gott zur Schlange?“

„Auf deinem Bauche sollst du kriechen, Herr Schulrat.“
Schnell winkt der Schulrat ab und wendet sich zu einem anderen Schüler, daß er die Straf Worte vollende.

Dieser antwortet: „Du sollst Staub fressen dein Leben lang, Herr Schulrat.“

Dem Schulrat grauste es ob solcher Höflichkeit und eiligst suchte er das Weite.

Bildungsmaßstab.

„Du, Hans, der Ochsenwirt hat dir aber jetzt einen noblen Hausknecht! — Unlängst hat er mich erst dreimal erjucht, 's Lokal zu verlassen — eh' er mich 'nausgeschmissen hat.“

Geschäfts-Abbruch.

„So, der Herr Kopulinsky hat deine dritte Ehe wieder vermittelt. Wie bist du denn zufrieden?“
„Schlecht, das ist aber auch meine letzte Frau, die ich von ihm beziehe.“

Durch die Blume.

Korporal: „Was ist Ihr Vater?“
Rekrut: „Fleischermeister!“
Korporal: „Das ist leicht gesagt — das muß man beweisen können!“

Reklame.

Seinen vorzüglichen Mittagstisch empfiehlt der Speisewirt Säuberlich N. B. „Von meinen Stammgästen befinden sich augenblicklich fünfundzwanzig in Marienbad.“

Kennezeichen.

Bauer (zum Sohn beim Knödelessen): „Dast no net genug, Nazi?“
Sohn: „Nein! Ich hab' noch keine Bauchschmerzen!“